

(Nachdruck verboten.)

## Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

„Gemaach, gemaach,“ sagte Peter; er war ärgerlich, die junge saubere Frau war ihm bei weitem lieber, als die stark-knochige Ältliche.

Entrüstet wandte sich die Kathrin gegen ihn: „Ech moß mech sieh wonnern, daß Ihr Eich met su aner inlaosht! Duh es dat Zeih doch en anner Persohn, su alert on freindlich on artlich (artig) im Umgang, on de Schienste weid on breid!“

Sie lobte die Zeih über alle Maßen; Peter war ganz verdutzt, er hätte nie geahnt, daß die da was von der Zeih hielt — im Gegenteil. Aber es schmeichelte ihm gewaltig, daß die angesehenere Denzbornerin seine Frau lobte.

Er lächelte und strich sich den Schmirrbart. „Womit kann ech uswarten, Fra Denzborn?“

Ihr Gesicht mit den breiten Backenknochen und der zu Leder verbrannten Haut schmunzelte. „Ech wolten Eich nor fraon, ob Ihr net e su gud sein wollt, on mer de Adress an dan Denzborn schreiben, ech haon net e su en schien Hand-schriwt. On de ammeren hei sein e su ungebildet, se können net emol ihren eignen Naomen schreiben, dat mer hän läse kann. Sei!“ Sie zog ein Briefkonvert aus der Tasche, hielten sorgfältig mit Siegellack verklebt; der Fingerhut hatte als Pestschaft gedient.

„Nä, wat Ihr getlehrt seid,“ sagte sie bewundernd, e 3 er die Adresse schrieb und noch einen lecken Schnörkel unter das „Denzborn“ zog. „Ihr könntz besser wie dan Fahr Lahrer zo Oberkail; ämer dan es noch schuns e su en Alden, de Alden sein för meist mich noh. Wat bin ech Eich schullig, Pittchen?“

„Neist, neist,“ beeilte er sich zu versichern; er war immer galant, wenn er sich dabei nicht allzu sehr anzustrengen brauchte.

„Merci, merci! Kommt doch af on an on drinkt en Dröppche; von mein Bruder unnen an der Musel hammer noch e Fäßche im Keller.“ Sie drückte ihm die Hand und sah ihn dabei an mit sanften Blicken der sonst so strengen Augen, daß ihm ganz bänglich wurde. Er war erleichtert, als sie ging.

Aber noch hatte er keine Ruh, das Gefäß nahm kein Ende.

Da waren noch mehrere gekommen, die schwarze Frau, die blonde Leis, und zuletzt dem Matheisen Martin seine Frau, die Trant; die hatte über ihren Mann gellagt, daß sie der schimpfe und mit Eifersucht quäle, sie hatte geweint und geschluchzt und Pittchen an „früher“ erinnert.

Mit der einen lachen, die andere trösten — und alle carressieren, das war ein bißchen viel verlangt! Pittchen schwirbelte der Kopf, er war ganz abgemattet; kein Wunder, daß er nun vor seiner Süttenthür saß und einschlief.

In der heißen Mittagshitz summten honigbeladene Bienen; ein starker, fast strenger Geruch stieg von den Wiesen um die Salm auf; sie standen hoch im Gras, längst that ihnen das Mähen not.

Auf den Ackerchen an den Hängen schimmerten weiße Stopfstücker wie helle Flecken auf blaßgelbem Grund; da schafften jetzt die Weiber.

Aber keine Senfe bligte und legte in langen Schwaden das Korn nieder; sie rutschten auf den Knien und schnitten den Roggen mit der Sichel, wie man Gras schneidet. Sie arbeiteten hart; der Schweiß rann in Strömen, das Hemd klebte, naß zum Auswinden, am Leib, die braunen Beine, von den Stoppeln zerkratzt und zerstoßen, steckten nackt unterm kurzen Rock.

Kein Mann zwischen den Arbeitenden; nur hier und da saß so ein Alter am Grasrad, als Aufseher, und stopfte sich die Pfeife, oder ein paar halbwüchsige Jungen hekten mit Hot und Hahri eine magere Kuh, die mühsam den Pflug durch die Stoppel schleifte.

Glühend heiß der Sonnenprall an die steilen Wände; mager, mager die Erdkrume, darunter harter Fels. Erbärmlich

das Getreide; in winzigen Mandeln aufgerichtet, stand es dünn im Stroh, gering in der Aehre.

Auch Babbli wat bei der Arbeit. „Jesses,“ sagte sie und richtete sich, schwer atmend, aus ihrer gebückten Stellung auf.

Die alte Schneidersch, die hinter der Schwieger-tochter das Korn raffte, keifte: „Vorau gemaach! Sei net e su faul!“

„Ech kann net mieh!“

„Ech kann net mieh,“ ästete die Alte nach. „Hammer Dech dafor in de schiene Stau einloschert? Sei gift net gesaullentz! Mir haon ke Gald, on onndze Mäuler zo fudern!“

Babbli verbiß die Thränen, es wollte sich ihr wie ein Schrei aus der Kehle ringen: „Wenn das der Lorenz wüßt!“

Aber sie schwieg, mit der Schwiegermutter war nicht gut Kirschen essen. Neulich, als der Lorenz Geld geschickt, hatte die es wie selbstverständlich an sich genommen; der jungen Frau, die schlichtern ihr Teil verlangte, wurde grob über den Mund gefahren.

Lenzen Babbli hatte keinen Anhang, ihre Eltern waren tot; der alte schwachköpfige Lenzen-Ohm, bei dem sie halb als Tochter, halb als Magd gewohnt, hatte ihr das, was er ihr vermacht hätte, zur Hochzeit ausgezahlt; nun war das verjubiliert, kaum für die notwendigsten Anschaffungen war was geblieben.

„Wenn er doch hier wäre! Wenn er bald wiederkam!“ Das war der Stoffsensler, der sich stündlich von Babbli's Lippen rang; mit einer verzehrenden krankhaften Sehnsucht gedachte sie seiner Tag und Nacht. Schwer wie die Bürde ihres Leibes, schleppte sie ihr Leben hin. „Wär' er mir wieder da!“

In der Ecke ihrer Kammer machte sie mit Nötel jeden Abend einen Strich an die Wand — wieder ein Tag vorüber! Noch 102 Tage, dann kam er!

Die Sichel in der Hand, auf den Knien liegend, starcte das junge Weib traumverloren in den blendenden Sonnenstimmer.

Nebenan auf der Stoppel pflügte die Tina Böttsch. Sie hatte ihre beiden jüngeren Geschwister, den 13jährigen Karl und die 14jährige Bill in den Pflug gespannt — mit wenigen im Dorf konnten sich den Leisten, die meisten arbeiteten den Acker mit der Hacke um. Stolz schwang sie die Peitsche, mit einer besonderen Wollust hieb sie tausend durch die Luft. Das Schnurrende traf Villa am Hals, mit einem Aufschrei drehte die sich um.

Tina lachte.

„Waart, dan froch Dingen,“ kreischte die Jüngere wütend. Tina lachte noch immer; „Hü, hott, meine Peerdches!“

„Ech sein net dein Peerd!“ Villa warf sich in der Furche nieder.

„Hü, hott, willstte ziehn!“

Sie blieb halsstarrig in der Furche liegen, kein Peitschen-schlag trieb sie zum Aufstehen, aber als Tina hinter dem Pflug vorsprang und sie mit dem Fuß in die Weiche stieß, packte Villa zu. Ihre Finger krallten sich in Tinas Wade, mit einem Aufschrei riß sie die Ueberjacke zu sich nieder. Sie wälzten sich beide auf der Stoppel.

Karl, nicht faul, nahm die Partei der jüngsten Schwester; es war ihm gelungen, sich loszusträngen, nun warf er sich über die beiden Mädchen, auf Tinas Rücken mit den Fäusten trommelnd. Villa, zu unterst am Boden liegend, erstarrte fast unter der doppelten Last.

Das war aber alles noch Spaß, in das Gekreisch mischte sich Lachen; jedoch nun wurde es Ernst.

Tina hatte den Bruder ins Bein gekniffen, dafür riß er sie nun an den Haaren; mit der einen Hand zerrte er ihren Stopp in die Höhe; mit der andern Faust schlug er ihr ins Gesicht. Das Blut stoz ihr aus der Nase, das Wasser aus den Augen; sie schrie laut.

Verschiedene kamen hinzu und umstanden die Wolle von Staub, in der sich die Drei wälzten. Die Meinungen waren geteilt.

„Dat schadt dem Tina meist, wann dat ordentlich wat uf de Schnösch kriecht,“ sagte eine.

„Jesses, hän haut se kappores (entzwei)!“

„Sped on Schwart sein von einer Art — die duhn sech meist!“

„Gaal dem Jong de Bein fest, hân trampelt dat Biss zo Schânnen!“

„Ae wat, Onkraut vergiecht net!“

„Et blut jao!“

„Hüß! Hüß!“ kreischte Lina. Ihr Hüßeschrei gellte weit über die Acker.

Von allen Seiten liefen jetzt neugierig die Weiber herbei.

„Wat es passiert? Wân schreit e su? Ruakt elao! Zehmarijsep!“

(Fortsetzung folgt.)

## 1317 . . . im Monat Ramasan.

(Schluß.)

Es hat in letzter Zeit nicht an Leuten gefehlt, die sich unverschämten über diese Schandwirtschaft ausgesprochen haben — aber jetzt haben sie im Exil zu Taif in Arabien für ihre Unerblichkeit zu büßen. Es herrscht hier eine Autokratie, wie sie dümmlich nicht gedacht werden kann. Jeder freie Gedanke, wie harmlos er auch sein mag, wird unterdrückt. Leute, die verdächtig sind, daß sie solche hegen, werden scharf beobachtet. Es ist ganz selbstverständlich, daß unter solchen Verhältnissen der Presse und der Litteratur alle Existenzbedingungen entzogen werden und weder die eine noch die andere den eumachenhaften Charakter, der ihnen aufgenötigt ist, zu überwinden vermag.

Effendimis, der Radischah, weiß die unzufriedenen Mäuler zu stopfen. Entweder schickt er sie in die Verbannung, wenn sie ehrliche Leute sind — oder wenn sie nur mit ihrer Entrüstung schauspielern, füllt er ihnen die Hände mit Goldliras und giebt ihnen irgend eine Sineture, die ihnen Zeit läßt, ihr Geld bei Rouge-et-noir oder in Gesellschaft irgend eines weiblichen „Professeur du français“ in Pera durchzubringen.

Von letzterem Schlage sind die meisten Mitglieder der jung-türkischen Partei, die einer nach dem anderen als verlorene Söhne in das Haus ihres Vaters am Bosphorus zurückkehren, der aus Freude darüber manch „gemästet Kalb“ schlachtet. Wozu sollen sie auch das bittere Brot der Verbannung essen, wenn sie sich sagen, daß sie eine Partei aus lauter Führern sind, ohne den geringsten Anhang im Volke?

Man sehe doch dieses in Wahrheit bitter leidende Volk an, ob es wirklich weiß, was ihm not thut und ob es den Ernst der Lage begreift! Die Almosen, die ihm der Radischah von seinem reich besetzten Tische zugeworfen, verbunden mit der religiösen, durch das Fest hervorgerufenen Erregung, lassen es alle ausgestandenen Leiden vergessen und sich der Freuden des Festes, soweit es der Geldbeutel erlaubt, hingeben, worauf dann natürlich nach dem Vairam der Klagenjammer folgen und der Sarraf wieder an die Thüre pochen wird.

Die alte religiöse Gesellschaft des Islams, zu deren Glaubensartikeln auch die Lehre von der unbedingten Autorität des Kalifen gehört, wird nur langsam in eine politische Gemeinschaft umgewandelt. Aber die Umwandlung vollzieht sich trotz aller Hindernisse, die man ihm in den Weg legt. Man ist zwar jetzt in Stambul ungeheuer fromm, aber nur weil es der Hof ist und weil man sich vor den vielen Spionen fürchtet, die einen Aeltesten gleich daran erkennen würden, daß er nicht fastet und die fünf täglichen Gebete nicht recitiert. Die Schulbildung, um deren Ausbreitung merkwürdigerweise der jetzige Sultan ein wirkliches Verdienst hat, dringt immer tiefer ein in Volksschichten, die bis jetzt nur Alphabeten zählten. Ein gutes Zeichen dafür, daß das Licht sich Bahn bricht trotz alledem, ist der zunehmende Geschmack für wirklich gute Litteratur in den Mittelklassen.

Es giebt eine Reihe von Schriftstellern, die sich bemühen, die famosen Werke von Xavier de Montepin, Fanson du Terail und Konsorten, deren Uebersetzungen massenhaft angefertigt wurden und den Markt überschwemmt, durch eine gute, nationale — zumeist nicht haubinistische! — Litteratur zu ersetzen. Man nennt ihre Produkte: „Milli Roman“, den nationalen Roman, und allem Anschein nach haben die Leute ihren Zweck erreicht: Der Verkauf schlechter französischer Litteratur ist bedeutend zurückgegangen.

Die Vertreter dieser Litteratur sind keine großen Geister; solche würden sich in den engen Grenzen, die ihnen die Censur zieht, nicht wohl fühlen; aber doch giebt es einige gute Talente unter ihnen, wie die Tochter des Geschichtsschreibers Schevket Pascha, Fatma Alié Hanum, deren letzte Novelle „Udi“ (Die Lautenschlägerin) hier ziemliches Aufsehen durch lebenswahre realistische Schilderungen aus dem orientalischen Frauenleben erregt hat; wie Ahmed Midhat Effendi, der zur Oihodogie belehite Reformtürke, Bedschih, Ahmed Sübhi und andere, aus deren Mitte vielleicht zu der Zeit, wenn die den Geist einschnürenden Fesseln fallen werden, derjenige hervorgehen wird, der der jungtürkischen Litteratur ein wirklich bedeutendes Werk schenkt, und der vollendet, was Männer wie Kemal Bey, Schinasi und andere schon unter Abdul Medschid begonnen haben, die Gründung einer türkischen, nicht durch persischen, bössigen Schwulst verunreinigten Nationallitteratur, als eines würdigen Gliedes der Weltlitteratur.

Die unteren Klassen sind, in den Provinzen wenigstens, noch von keinem Strahl westlicher Intelligenz erleuchtet. Ihre geistige

Nahrung bilden außer dem Koran und religiösen Schriften volkstümliche poetische Werke, die sich über der Märchen- und Sagenstufe nicht erheben. Es sind zumeist lithographische, mit groben Illustrationen versehene Drude, die überall, wo es türkische Bauern giebt, auf den Bazaren zu Erzerum, Sitas, Angora, Smyrna und sonstwo, aber namentlich in Anatolien, selten in Numelien, massenhaft verkauft werden. Die unbekannteren Dichter sind auf der Landstraße zu suchen, wo sie auf ihrem Klepper oder auf Schusters Mappen dahin traben; eine hohe Mütze auf dem Kopf, in langem silbergefüttertem Mantel, das Saitenspiel, das „Sas“ in der Hand, sind diese „Aşhks“, so heißen sie, eine ganz mittelalterliche Erscheinung, deren Tage gezählt sind. Noch erklingen ihre Lieder in den Hans und Kaffeehäusern der anatolischen Städte, wo sie namentlich jetzt zur Ramasanzzeit, sich mit dem Meddah, dem Märchenerzähler, in das Geschäft teilen, die Gäste zu unterhalten. Sie improvisieren gewöhnlich den Text ihrer Gesänge, oder sie reproduzieren die Lieder der oben erwähnten Volksdichter, unter denen der Aşhkl Garib und der Aşhkl Kerem die beliebtesten sind. Unter diesen Liedern befindet sich manche wilde Rose tief empfundener Volkslyrik, die mehr wert ist als alle gekünstelten Gajelen und Kassiden der orientalischen Kunstpoesie.

Mit dem Vordringen der europäischen Kultur in Kleinasien hinein wird der anatolische Bauer, ehrlich und unverbodert wie er ist, hoffentlich nur den gegensätzlichen Einflüssen der westlichen Gesittung unterliegen. Auch dieser hat nicht wenig unter dem groben Unfug zu leiden, den die herrschenden Klassen von Stambul „Aegierung“ nennen. Er hat Steuern zu zahlen für alle möglichen Zwecke, wie zum Beispiel für den Wegbau, der von ungeheurer wirtschaftlicher Bedeutung für ihn ist, da er ihm Anschlag an die Bahnlinsen verschaffen würde. „Para veriris, jok jok!“ sagt er resigniert. „Geld gehen wir, aber Wege baut man nicht!“ Und wie mit den Landstrafen, so ist es mit andern Dingen, mit Schulen, Hospitälern, Polizei usw. Das Geld fliebt alles nach Stambul, wo man es sehr, sehr nötig braucht! „Wozu nützt dem Bauer das Geld? der ist zufrieden mit einer Handvoll Pilaw, einem Schlud Wasser und seiner Cigarette . . .“

Aus anatolischem Bauerngeschlechte stammte jener Börtürkische Mustapha, der im Anfange des 15. Jahrhunderts in der Umgegend von Smyrna beim Kap Karaburun eine kommunistische, über den Religionen stehende Gemeinde sammelte. Sie unterlag den Janitscharen Sultan Mehmeds I. und wurde grausam niedergemetzelt.

Ein Geist hoher Sittlichkeit und Toleranz muß ihren Stifter besetzt haben. Seine Anhänger hingen mit fanatischer Liebe an ihm. Als er zuletzt in Ephesus an das Kreuz geschlagen wurde, sagten sie: Er ist nicht gestorben, sondern er lebt.

Hoffen wir auch, daß dieser Geist der Menschenliebe nicht mit Börtürkische Mustapha untergegangen ist, sondern daß er noch lebt; daß er eines Tages wieder belebt werden wird, wenn am Bosphorus einmal das alte römisch-byzantinische Raubsystem untergegangen sein wird. Bis dahin wird aber noch viel Wasser durch den Bosphorus fließen und Wunder werden geschehen müssen — wie sie selbst der Prophet nicht vollbracht hat. —

## Kleines Feuilleton.

w. Aufgegriffen. Es war das erste Mal, daß ihn seine Mutter so lange allein ließ. Sie hatte ihm Semmel und Kaffee gegeben und gesagt, er solle nur unterdessen spielen, zur Zeit wäre sie schon wieder da. Zum Anfang ging es auch ganz gut. Er trank seinen Kaffee und spielte dann mit den Stühlen, der Fußbank und der Kohlentiste, die er alle hintereinanderbaute — als Eisenbahn. Nachher war wieder die Fußbank sein Pferdchen — oder sein Wagen . . . Aber mit einem Male wollte es nicht weitergehen. Die Dinger hatten ja kein Leben, und es war so still in der Kellerrunde, daß er jäh erschraf. Er blieb noch ein Weilchen auf der Fußbank sitzen. Dann lief er rasch zum Fenster — da ging eben jemand über den Hof. Wenn's seine Mutter wäre! . . . Aber es war nur ein Dienstmädchen aus den oberen Stodwerken.

Und nun war es wieder still wie zuvor auf dem Hofe des herrschaftlichen Hauses. Er drückte sein Gesicht an das Fenster und sah an der gegenüberliegenden Wand hinauf. Die Küchenfenster waren alle geschlossen. Hu, es war draußen wohl so kalt; es zog scharf durch die Fensterrißen.

So stand er schon lange. Und immer noch kam die Mutter nicht. Sie hatte ihm befohlen zu spielen — aber so lange war sie noch nie geblieben. Vom Zeitungsanstragen kam sie doch immer wieder, ehe es ganz hell war. Er schlief dann meist noch. Und die Aufwartestellen dauerten auch nie bis Mittag. Meist kam sie doch wenigstens an ein paar Minuten herein, brachte ihm einen Apfel oder eine Scheibe Wurst, die sie sich vom Frühstück erparat hatte. Und wenn sie nur kam, um nach ihm zu sehen, die Einkaufstasche am Arm, auf dem Weg zum Schlächter oder zum Gemüsehändler — aber sie kam doch; sie kam doch! . . .

Und plötzlich fing er an zu wimmern. Es war schon Mittag — die Kinder vom Baumeister kamen mit der Schulmappe über den Hof. Er sah hier so allein. „Mutter, Mutter!“ schluchzte er.

Als er sich selbst hörte, verstummte er. Es hatte ihn noch unglücklicher gemacht. Warum sie nur so lange blieb? . . . Wenn sie überhaupt nicht wiederkam? Er lief rasch zur Thür. Aber die war

fest verschlossen. Er war früher ein paarmal hinausgelaufen und hatte sie weit aufgelassen, so daß die Stube ganz durchfaltet war. Auch fürchtete die Mutter, daß ein Fremder die Gelegenheit benutzen könnte, die Bettstücken, das letzte Besitztum, fortzutragen. Nun stand er wieder ratlos.

Da überkam es ihn. Das Fenster! Einen Stuhl davor, die Fußbank hinauf, den Riegel herumgedrückt — es wollte erst gar nicht gehen — da holte er sich den Feuerhaken und schlug dagegen. Und das Fenster auf, hinaus, hochgeschwungen auf das Hoppflaster! . . .

So, nun stand er auf der Straße. Da hinter ging seine Mutter immer zur Aufwartestelle. Lustig rannte er vorwärts, barhäuptig und in Filzschuhen. Bald hatte er sie. . . . Und wie schön das auf der Straße war. Unter Menschen. So viel gab's zu sehen, so viel. . . .

Aber war denn das auch die richtige Straße? Ja, das Haus da drüben sah so aus, wie das, in der seine Mutter die Stelle hatte. Aber als er davor stand, sah er, daß es doch nicht das richtige war.

Und das Haus dort war es auch nicht — und das auch nicht. Er wurde unsicher, lief hastig und stand sinnend an den Ecken. Bis er an das Wasser kam. Er lief noch über die Brücke. Aber mitten darauf sah er hinab durchs Geländer und das schwarze, stille Wasser jagte ihm ein solch plötzliches Grausen ein, daß sich seine Furcht und Verwirrung in lautes Weinen löste.

Da stand er, schrie und winselte, ging ein paar Schritte und blieb wieder stehen. Schon sammelten sich Frauen und Männer um ihn. Ihre Fragen erschreckten ihn noch mehr. Er wurde ganz blaß und konnte nicht sprechen. Nur ab und zu schrie er nach seiner Mutter. Die Menschen wußten nichts mit ihm anzufangen. Er hatte in seinem Entsetzen auch seinen Namen und seine Wohnung vergessen. So brachten sie ihn dem zur Polizei.

Da sah er still in der Ecke und sprach kein Wort. Gegen Abend ging die Thür auf — er hörte seine Mutter sprechen. Da hatte er schon ihren Nod umklammert. Eins nur störte seine Freude: Der Wachtmeister fragte, warum der Bengel nicht besser beaufsichtigt würde.

„Ach, ich habe heute eine neue Stelle angetreten — und da dauerte es so lange,“ entschuldigte sich die Mutter.

„Das ist gar keine Entschuldigung. Für so'n Jahr muß Bewachung da sein. Gewöhnen Sie'n doch dran, daß er warten muß. Wenn man's nich' anders kann! Was ist denn dabei?“ —

**u. Ein Apparat der Chemie im Altertum.** Es kommt vielfach vor, daß Mischungen oder einzelne Körper, die von den Chemikern bei ihren Untersuchungen erhitzt werden müssen, die jähe Hitze des direkten Feuers nicht vertragen. In solchen Fällen hilft sich der Chemiker dadurch, daß er das Gefäß, in dem sich die zu erhitzende Substanz befindet, in ein anderes Gefäß stellt, welches im übrigen mit Sand oder Wasser, in besonderen Fällen wohl auch mit Öl gefüllt ist. Dies umhüllende Gefäß wird dann auf die Flamme gestellt, das in ihm befindliche Wasser oder der Sand erwärmt sich dadurch und teilt die Wärme der Gemischen Substanz mit, die auf diese Weise allmählich und gleichmäßig erhitzt wird. Das fortschreitende Studium der Kultur des Altertums hat nun ergeben, daß schon in der klassischen Römerzeit solche Sand- und Wasserbäder im Gebrauch waren, freilich nicht, wie heut, zu rein wissenschaftlichen Zwecken, sondern im Dienst der Küche. In einem aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. Geb. stammenden römischen Kochbuche, den sogenannten Pandekten des Apicius Coelius wird ein eisernes, mit Asche gefülltes Gefäß empfohlen, das den Namen *Thermopodium* führt, in welches man die Speisen bringen soll, um sie dann in diesem Aschenbade über dem Feuer fertig zu kochen. Auch der ältere Varro erwähnt in seinen etwa aus dem Jahre 60 v. Chr. G. stammenden Schriften ein Wasserbad, das bei der Zubereitung einer Speise aus Getreidebrei, bei der jähe Erhitzung vermieden werden muß, unentbehrlich sein soll. Die Chemie ist also in diesem Falle, wie in manchen anderen, bei denen sie sich hauswirtschaftliche Erfahrungen zu gute kommen ließ, in der Küche zur Schule gegangen — allerdings in der als raffiniert bekannten Küche der Römer. —

**Kunst.**

— Die Räume für deutsche Kunst auf der Pariser Weltausstellung 1900. Für die Vertretung der deutschen Kunst auf der diesjährigen Pariser Weltausstellung sind dem Reiche große Flächen im ersten Stock des „Grand Palais des Beaux Arts“ zur Verfügung gestellt, welches an Stelle des alten Industriepalastes in den Champs Elysées errichtet wurde. Diese jetzt noch leeren und ungeteilten Räume für ihren Zweck würdig und behaglich auszustatten, das war die Aufgabe, welche auf dem Delegiertentag der deutschen Kunstgenossenschaft in Uebereinstimmung mit dem Reichskommissar Dr. von Richter in Berlin dem Münchener Architekten Professor Emanuel Seidl übertragen wurde. Die Pläne für diese Einbauten und Dekorationen sind nun allerorts genehmigt und mit ungeteiltem Beifall aufgenommen worden. Vor kurzem wurde auch der definitive Vertrag des Künstlers mit dem Hauptvorstande der Delegierten, A. v. Werner in Berlin abgeschlossen. Es lag in der Natur dieser Aufgabe, daß sich der Künstler bestrebt, seinen Entwürfen einen möglichst großen Zug in vornehmer Einfachheit zu verleihen, bei reicher Abwechslung eine Steigerung in der Raumwirkung zu erzielen und doch nirgends

zu Gunsten der Architektur die zur Betrachtung der Kunstwerke nötige Ruhe zu stören. Den eigentlichen Bildersälen liegt eine Längsgalerie mit Seitenlicht vor, in welche der über die Aufgangstreppe kommende Besucher zunächst tritt. Dieser Raum wird nach Möglichkeit den Charakter eines Vestibüls erhalten, in dem vor raubverputzten Pfeilern plastische Kunstwerke aufgestellt werden. Ein Säulenrondell-Einbau bildet den Uebergang in den ersten großen Saal. Die Säulen, mit Kiesel und schwarzer Mosaik infrustriert, wirken kontrastierend zu dem goldenen figurengeschmückten Gebälk, den zierlichen, doppelt durchbrochenen Portalen und den umlaufenden, reichverzierten Wandgesimsen, welche eine dominierende, grau in grau gemalte Hohlkehle aufnehmen. Die Wände sind mit einer Nachahmung von rotem Damast in originellem Muster bekleidet, der in koloristischer Harmonie zu dem Rotgold der Architekturteile und dem weit vorspringenden Marmorsockel als günstiger Hintergrund für die Bilder wirkt. Ein grauer Bodenbelag stimmt hier, wie im zweiten Saale fein zu den übrigen Farben. Dieser letztere, als eine Art von Elterraum gedacht, wird mit echtem Golddamast bespannt. Seine Portale imitieren schwarzen Marmor, ein plastischer Fries, darstellend einen Festzug der schönen Künste, läuft über den Wänden hin. Eigenartige, reiche Valdachine sorgen in diesen Räumen für die richtige Beleuchtung. Durch ein großes, in tiefer Schrägung sitzendes Portal, dessen Ausschnitt starke Silhouettenwirkung hat, tritt man von hier in eine mit Tonnengewölbe überdeckte Säulenhalle und hat dann von ihr aus rechts und links Einblick in zwei niedriger gehaltene Kabinette für Kunstwerke intimeren Charakters. Der Säulengang führt in den letzten, den Rotundensaal, vor dessen Pfeiler-Architektur wieder Plastik aufgestellt werden soll, während die Vogenflächen für die Bilder bestimmt sind. Von dieser Rotunde aus gelangt man in die erwähnte Seitengallerie zurück, und zwar zunächst in den Teil, der an seinen Wänden und auf Gestellen die Werke der Schwarzweißkunst aufzunehmen bestimmt ist. Besondere Sorgfalt ist alkenhalben der Möblierung, überhaupt der behaglichen Ausgestaltung der Räume zugewendet, in welchen der Besucher gern und möglichst lange verweilen soll. —

**Völkerrunde.**

— Ueber die Indianer von Arizona sprach P. Ehrenreich in der Jannarsitzung der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde“. Nach einem Bericht der „N. A. Z.“ führte er folgendes aus: Die Stämme, die in dem wildzerklüfteten Felsgebirge des Colorado-River heimisch sind, haben eine uralte Kultur bewahrt und leben noch heute in ihrer alten Gentilorganisation. Sie gehören zu den Pueblostämmen und haben ihre mehrstöckigen festen Häuser in den Felsen und auf den Plateauterrassen der Gebiete, die der Colorado-River durchströmt, bis zum Salado hin. Am treuesten haben die Moki-Indianer im oberen Colorado-Gebiete die alten Stammesriten und den religiösen Kult bewahrt. Ihre Wohnsitze liegen auf drei Plateaus oder Mesas, die durch natürliche Brücken untereinander und mit dem Hauptplateau in Verbindung stehen. Die mit gelbem Sandstein bedeckte Trias-Sandsteinformation ist durch den Colorado abgetragen und in Tafelberge zerhackt, die zum Teil wie Forts vor dem Hauptplateau gelagert sind. Die Landschaft ist in eine wunderbare Farbenglut getaucht und die Erscheinung der Pata morgana entzückt den Reisenden. Auf der östlichen Mesa des oberen Colorado-Gebiets liegt das Felsennest Walpi, in dem heute noch wie in dem benachbarten Oraibi die um die Zeit der Sommermonatwende üblichen ceremoniösen Maskentänze der „Schlangenvorsteher“ und der „Antilopenpriester“ beobachtet werden können. Die Kulttradition der Moki-Indianer hängt mit der von Alt-Mexiko zusammen, und man nimmt an, diese selbst seien mit den Bewohnern des alten Mexiko auch stammverwandt, während die Kavaho-Indianer, die ihnen benachbart sind und sich durch Textilarbeiten und großes Geschick im Herstellen von Silbergeschmuck auszeichnen, mit den Stämmen von Alaska zusammengestellt werden müssen. Von 1546 bis 1680 haben spanische Missionspatres hier ihre Wohnsitze gehabt. Sie haben den Eingeborenen Kulturpflanzen, sowie Pferd und Schaf gebracht, doch machten diese selbst der ihnen unerträglich gewordenen religiösen und sozialen Bedrückung durch die Vertreibung der Fremden 1680 ein Ende. Die Moki leben in Matrinen und Clans geteilt, von denen jeder Clan seine eigene Schöpfungslegende und sein ihm allein zugehöriges Totem besitzt. Aus einer Eröffnung sind sie ihrer Stammesfrage nach auf der Maisstaude emporgewachsen. Ihr religiöser Kult dient in der Hauptsache dazu, Regen von den Göttern und den zahlreich verehrten Dämonen zu erbitten. Als geschickte Ackerbauer wissen sie ihre Pflanzungen gut gegen Sandstürme zu schützen, auch sind sie sichere Jäger auf Prärieuhude; daneben treiben sie eine kunstvolle Keramik und verstehen sich gut auf Weberei. Die Götterpuppen, deren die Moki zahlreiche besitzen, werden den Kindern als eine Art Katechismus in die Hand geben, um sie in die Stammessymbolik einzuführen. Die amerikanischen Forscher haben schon seit längerer Zeit die Ceremonien studiert, die in Walpi und Oraibi zur Zeit des Sommersolstitiums von den Schlangenvorstehern und Antilopenpriestern ausgeführt werden. Eine sociale Klasse bilden diese Priester nicht, vielmehr rekrutieren sich die Bruderschaften aus allen Klassen des Stammes. Besonders geschickt wissen sie bei den religiösen Tänzen die Schlangen, die das Symbol des Blütes darstellen, mit dem der Fruchtregen verbunden ist, so zwischen den Zähnen zu halten, daß sie die Tiere zugleich mit einer Feder zur Ver-

wegung zeigen, um sich dadurch vor einem Bisse der Giftschlangen zu schützen, denn sie von den in Ruhe befindlichen Neptilien ausgelegt sind. Der Maisstanz und der Flötenstanz wechseln mit den Schlangentänzen alle zwei Jahre ab. Der Medner konnte seine Darlegungen durch eine reiche Sammlung von Photographien illustrieren, von denen viele die ersten Originalaufnahmen jener selten beobachteten Auktildungen dieser nordamerikanischen Eingeborenen sind, die neuerdings durch den amerikanischen Forscher Prof. Marion James genauer studiert worden sind. Typen beider Geschlechter, verschiedener Altersstufen, in Kriegsrüstung und Ceremonialschmuck, das Innere ihrer Wohnungen und Ansichten ihrer Götterbilder zogen vor dem Auge des Zuhörers auf der weißen Tafel vor dem Projektionsapparat vorüber. Zugleich gab der Vortragende Bilder von jener gewaltigsten vulkanischen Schlucht der Erde, als die sich der Colorado-Canon darstellt, der in einer Länge von 380 Kilometer und in einer eine bis anderthalb deutsche Meilen betragenden Breite sich bis zu 6000 Meter Tiefe in das Gebirge eingewühlt hat, so daß hier alle geologischen Formationen der ganzen Erdgeschichte gleichsam wie in einem Naturarchiv dem Geologen an den ihn umgebenden Felswandungen aufgeschlossen erscheinen. Von der Station Flagstaff aus ist ein Zugang zu den tiefsten Teilen der Schlucht möglich, auf deren Grund der Fluß sein warmes Wasser daherrauschen läßt. —

**Hygienisches.**

— Sauerstoff im Rettungswesen. Um Menschen für längere Zeit in Räumen mit nicht atembaren Gasen zu bewahren zu lassen, hatte zuerst die Feuerwehr Geräte erfunden, die in ihrer einfachsten Form Atemfilter darstellten; sie enthielten mit chemischen Stoffen (Essig usw.) getränkte Schwämme. Als die Tauchergeräte eine gewisse Verbesserung erreicht hatten, lag es natürlich nahe, auch diese im Rettungswesen der Feuerwehr, in den Bergwerken, wo ja häufig Entflammungen, Brände usw. Hunderte von Menschenleben gefährden, zu verwenden. In den Taucherkelmen wie in den Rauchhelmen wird die einströmende Luft von außen, durch Schläuche zugepumpt. Neuerdings ist nun, wie die „Tägliche Rundschau“ berichtet, eine dritte Art in Gebrauch gekommen, bei der die zu atmende Luft in einem Behälter mitgeführt wird. In diesem Zweig des Rettungswesens hat man durch verdichteten Sauerstoff sehr wertvolle Erfolge erzielt. Mit einem gehörigen Sauerstoffvorrat ausgerüstet, kann jemand in einer vollkommen unatembaren Luft mehrere Stunden verweilen und während dessen Menschen, die bereits bewußtlos geworden und halb erstarrt sind, die erste Hilfe leisten und sie aus verqualmten Wohnungen, Schächten usw. fortschaffen. Von den verschiedenen „Pneumatophoren“ ist der von Balthar & Gärtner & Wenda wohl am bekanntesten, der in Bergwerken sich auch schon bewährt hat, jedoch noch manche Nachteile besitzt. Diese hat der Berliner Branddirektor Giersberg bei seinem Rauchschutzhelm zu vermeiden gesucht. Es besteht im wesentlichen aus einem Ventile, der auf der Brust liegt, und der durch eine Naht in zwei gasdichte Teile geteilt ist. Durch ein biegsames Rohr und ein hufeisenförmiges Ausgastück wird Sauerstoff in die Nase geführt; der Träger hat also den Mund zum Sprechen frei. Der Mensch bearbeitet von eingatmetem Sauerstoff im Mittel 4 Proz. zu Kohlenäure. Da man jedoch in einer Minute 5 Liter Gas ein- und ausatmet, so würden 100 Liter Sauerstoff in 15 Minuten verbraucht sein, ohne daß sich in dieser Zeit das Rettungsgeschäft beenden ließe. 96 Proz. scheidet er unbenutzt mit der Ausatemungsluft wieder aus; diese Menge wäre für die Atmung immer noch verwendbar, wenn man sie von der Kohlenäure befreite. Das geschieht durch Alkalisalien, die ja gierig Kohlenäure an sich reißen. Aus der einen Hälfte des Giersberg'schen Ventils atmet der Träger Sauerstoff — der verdichtete Sauerstoff wird in einer Sauerstoff-Bombe mitgeführt — die Ausatemungsluft wird durch eine Trommel mit grobkörnigen Kaltronkalk geleitet und dort von der Kohlenäure befreit. Der gereinigte Sauerstoff geht dann in die zweite Hälfte des Ventils und von diesem in den ersten und wird so wieder der Atmung zugeführt. Mit 100 Liter Sauerstoff kann ein Mensch auf diese Weise in rauchiger Luft usw. 2 1/2 Stunden lang arbeiten. Ist nun ein Retter bis zu einem Ersticken vorgebracht, so hat Giersberg noch ein kleines Atmungsgerät hergestellt, das der Retter bei dem zu Rettenden anwendet, indem er ihm bei gleichzeitiger Anwendung von künstlicher Atmung den Sauerstoff durch die Nase geradenwegs in die Lungen einführt. —

**Technisches.**

— Koks-Ofengas als Leuchtgas. Von den auf den Destillationskolereien gewonnenen, von Theer, Ammoniak und Benzol befreiten Gasmengen bleibt nach Abgabe des für die Heizung der Koksöfen nötigen Gases meist ein Ueberschuß an Gas verfügbar, der oft zur Dampfesselfeuerung, zuweilen zum Betriebe von Gas- und Wassermaschinen und nur ganz vereinzelt, wenigstens in Deutschland, zu Beleuchtungszwecken verwendet wird. In Amerika dagegen wird, wie der „Prometheus“ nach einer Mitteilung Karl Schmidts berichtet, die Stadt Halifax bereits seit März 1897 mit den Abgasen einer Destillationskolerei beleuchtet. Da das im Anfange des Destillationsprozesses entwickelte Gas die höchste Leuchtkraft besitzt, so wird das zuerst überdestillierende Gas in einem besonderen Gasometer aufgefangen und zur Beleuchtung der Stadt benutzt. Von den in zehn Öfen binnen 24 Stunden aus 37000 Kilogramm Kohlen erzeugten 8770 Kubikmeter Gas werden 32,2 Proz.

als Leuchtgas abgefordert, während die übrigen 67,7 Proz. als Heizgas bleiben. Auch für Dosten soll dieses Beleuchtungsverfahren eingerichtet werden. Der Bau von 400 sogenannten Otto-Hoffmann-Öfen ist begonnen, um Dosten mit Koks-, Heiz- und Leuchtgas zu versehen. Auch hier soll das sich zuerst entwickelnde Gas als Leuchtgas getrennt aufgefangen werden. Vorausichtlich wird man dieser Verwendung des Koks-Ofengases bald häufiger auch in Deutschland begegnen. Noch neueren, auf der westfälischen Heide „Matthias Stinnes“ bei Carnay gemachten Versuchen erscheint es nämlich wahrscheinlich, daß auch auf den Destillationskolereien des Ruhrgebietes die im Anfange der Verkokung sich bildenden Gase mit Vorteil getrennt aufgefangen und zu Beleuchtungs-zwecken verwendet werden können. —

**Humoristisches.**

— Alles was recht ist. Jan: „Dä, Hein, Du magst mi seggen vun de Engländer's wat Du wullst: dat eenne muß Du jehm doch loten: Durcnfänger's sünd se nich.“  
Hein: „Ne, Jan, dat sünd se nich.“ —  
— Die freundliche Bedienung. Was, noch a Semmel möcht der Herr — und zwei hat er schon g'essen. Wärens doch lieber gleich zum Väder g'angen und hättnens Ihnen Ihr schundigs Quartel Vier nüber holen lassen! —  
— Ein lieber Dub. „Sekene, ist Vob noch nicht aus der Schule zurrück?“  
„Doch, gnädige Frau. Geiechen habe ich ihn zwar noch nicht, aber eben ist die Klage unter's Büffelt geschlupft.“ — („Jugend“.)

**Notizen.**

— Die Direktion des Stadttheaters in Lübeck soll neu vergeben werden. Das Theater erhält eine Subvention von 20 000 M. für sechs Monate von der Stadt, ferner freies Gas bis 3000 M. Verlangt wird außer großer Oper, Spieloper, Schauspiel auch gutes Lustspiel. —  
— Mascagni hat sich durch die Kritiken der deutschen Blätter derartig verletzt gefühlt, daß er sich weigert, in Berlin wieder als Dirigent vor das Publikum zu treten, heißt es. —  
— Dem Kieker Museum wurde ein Verleumdung aus einem Grabhügel zu Schiffe in Angeln überwiehen. Dieser Fund liefert den Beweis, daß eine eigenartige Technik bei der im Orient heimischen Fabrikation der Email- und Glasperlen dort schon um mindestens 1000 Jahre vor Christi bekannt und geübt worden ist, weil sie mit anderen Handelswaren bereits um etwa 800 Jahren vor Christi den Norden erreicht hatten und hier von einer vornehmen Dame als Schmuck getragen waren. —  
— Der Technischen Hochschule in Karlsruhe wurde das Recht verliehen, nach Abgabe der in der Promotionsordnung festzusetzenden Bedingungen 1. auf Grund der Diplomprüfung den Grad eines Diplom-Ingenieurs zu erteilen; 2. Diplom-Ingenieure auf Grund einer weiteren Prüfung zu Doktor-Ingenieuren zu promovieren; 3. die Würde eines Doktor-Ingenieurs auch Ehren halber als seltene Auszeichnung an Männer, die sich um die Förderung der technischen Wissenschaften hervorragende Verdienste erworben haben, zu verleihen. —  
t. Ein amerikanischer Universitäts-Kongress soll im Februar in Washington gehalten werden. Der Zweck dieser Versammlung ist eine Entscheidung über die Frage des amerikanischen Doktor-Examins. —  
t. Die bedeutende englische naturwissenschaftliche Zeitschrift „Natural Science“ hat sich genötigt gesehen, ihr Erscheinen einzustellen. Sie kündigte diese Thatsache mit folgenden Sätzen an: „Es ist eine der Vorbedingungen für fortgesetzte kräftige Thätigkeit eines Organismus, daß die Einnahme der Nahrung mindestens gleich ist, und dasselbe trifft für Journale zu. Die Thätigkeit auch dann noch aufrecht erhalten zu wollen, wenn diese Bedingung nicht erfüllt ist, ist ein nicht uninteressanter Versuch, der aber nicht über die Grenzen der Möglichkeit hinaus fortgesetzt werden kann. Wie bedauern fragen zu müssen, daß wir diese Grenzen erreicht haben. Wir bringen also dem Vorgang der natürlichen Auslese unser Opfer dar.“ —  
t. Ein Wal hat sich als Neujahresgast an der Küste der Normandie in unsern von Habre eingefunden. Er wurde von einer Fischerbarke aufgebracht, die ihn an dem laubigen Ufer gestrandet fand. Das Tier hatte eine Länge von 8 Meter und eine Breite von 2 Meter, sein Gewicht erreichte rund 70 Centner. Es gehörte zu der Familie der Stalfwale, deren Hauptvertreter der bekannte Nord- oder Grönland-Wal ist. —  
— 6800 Mark kostet ein Schuß mit dem neuesten von Krupp hergestellten 34-Centimeter-Kaliber-Geschütz, und zwar kommen auf das Geschütz selbst 2000 M., auf die Ladung Pulver von 485 Kilogramm 760 M. und auf die Abnutzung des Geschützes 3440 M., in Summa 6800 M. Die Herstellung eines solchen Geschützes kostet einschließlich der nicht unbeträchtlichen Montagekosten 329 000 M.; mit dem 93. Schuß wird es unbrauchbar. —  
Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 14. Januar.